

St. Galler Musikbrief

Autor(en): **Rittmeyer-Iselin, Dora J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **St. Galler Jahresmappe**

Band (Jahr): **35 (1932)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-948340>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ST. GALLER MUSIKBRIEF.

St. Gallen, im November 1931.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie haben mich schon einige Male an mein Versprechen gemahnt, Ihnen einmal einen zusammenhängenden Bericht über das St. Galler Musikleben zu schicken; nun will ich endlich mein Wort einlösen und Ihnen das Gewünschte zustellen. Ich habe aus Ihrem letzten Brief ersehen, daß Sie sich ein ganz falsches Bild von den hiesigen Verhältnissen machen; die Distanz Berlin-St. Gallen ist ja freilich groß, aber so schlimm wie Sie es sich vorzustellen scheinen, ist es mit unserer Abgeschiedenheit nicht; wir leben durchaus nicht hinterm Wald, sondern nehmen regen Anteil am musikalischen Leben der Gegenwart.

Ob wir auch Symphoniekonzerte hätten? Ich muß Ihnen beinahe zürnen wegen dieser Frage. Wissen Sie nicht, daß St. Gallen ein ständiges Orchester hat und daß jedes Jahr eine regelmäßige Folge von Abonnementskonzerten veranstaltet wird? Leiter dieser Konzerte ist Othmar Schoeck, und ihm verdanken wir es, daß man in St. Gallen mit der modernen Musik Schritt hält. Die Programme bringen immer für jeden Geschmack etwas, allerdings: „allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann!“ Die einen Hörer möchten mehr klassische Musik; die andern vermissen den oder jenen modernen Meister; die dritten wünschen Stilprogramme; die vierten lieben ein buntes Allerlei. Denken Sie noch daran, wie wir über Wert und Nutzen der Stilprogramme diskutiert haben? Sie haben schon immer ein Übermaß in dieser Richtung abgelehnt, und ich muß Ihnen nachträglich beistimmen. Ich habe hier in St. Gallen gesehen, dass es nicht gut ist, wenn man zuviel solcher geschlossener Abende veranstaltet; hat dann ein Abonnent das Unglück z. B. den Mozartabend versäumen zu müssen, so muß er für den Rest des Winters auf diesen Komponisten verzichten. Die Lösung, die man für die Programme dieses Winters gefunden hat, ist daher zu begrüßen, innerlich einheitliche Programme, aber nicht mehr nur auf einen Komponisten eingestellt. Wenn ich etwas zur Programmbildung sagen dürfte, dann würde ich mir allerdings noch mehr Moderne wünschen; aber ich weiß, da würde das Stammpublikum nicht mitgehen, und auf dieses muß doch in erster Linie Rücksicht genommen werden. Ich höre Sie fragen: Und wie steht es mit ihren besonderen Lieblingen, den Meistern des 17. Jahrhunderts, den Schein, Schütz, Scheidt und ihren Zeitgenossen? Ja, für diese scheint allerdings der Boden hier noch nicht vorbereitet zu sein, aber gehören sie auch wirklich in die Symphoniekonzerte? Ich möchte noch lieber unser Liebhaberorchester, das Orchester der Musikfreunde, auf diese Literatur aufmerksam machen. Sie müssen mir zugeben, für ein Dilettantenorchester, das sich vornehmlich aus Streichern zusammensetzt, wäre es doch eine wunderschöne Aufgabe, sich der Meister des 17. Jahrhunderts und derjenigen der Mannheimer Schule, eines Stamitz, Toeschi, Joh. Christian und Phil. Em. Bachs anzunehmen? Auch in den Volkskonzerten möchte ich mehr von dieser Musik hören. Ich habe dabei meine finanziellen Nebengedanken, denn wäre es nicht wünschenswert, nach Werken zu greifen, die mit möglichst kleinem Orchesterapparat aufgeführt werden können? Man muß auch in künstlerischen Dingen auf die Realität, in diesem Falle die Krise, Rücksicht nehmen. Ich frage mich überhaupt manch-

mal, wie lange wird St. Gallen sein Orchester noch halten können? Wird nicht die Zeit kommen, wo auch in diesen Dingen rationalisiert wird, wo z. B. ein ostschweizerisches Orchester, das Chur, St. Gallen, Winterthur bedient und unter einer Direktion steht, geschaffen werden muß? Wie viel schöne Pläne können nicht ausgeführt werden, weil die leidige Geldfrage darüber entscheidet! In einem Punkte zwar merkt der St. Galler Konzertbesucher nichts von der Krise, nämlich was die Solisten anbetrifft. Da bekommen wir immer Erstklassiges zu hören, und das tut gut. Denn der Geschmack und das sichere Urteil kann sich nur am Besten schulen. Wir sind nun aber leider mit sogenannten „Solistenkonzerten“ in St. Gallen ganz schlecht bedacht. Einmal ein Kreisler, ein Casals, aber sonst wenig oder nichts. Keine fremden Quartettvereinigungen, selten ein Liederabend eines auswärtigen Künstlers und leider auch nie mehr ein fremdes Orchester. Im Interesse der einheimischen Künstler ist das gewiß zu begrüßen, für die musikalische Kultur der Stadt ist es sehr zu bedauern. Wir haben keine Vergleichsmöglichkeiten mehr; wir hören immer nur noch uns selbst, unser Orchester, unsern Chor, unsere Künstler, das macht uns satt, selbstzufrieden, stumpf. Die Musik braucht Konkurrenz, denn diese spornt an. Wo man keine Vergleiche mehr ziehen kann, läuft man Gefahr, kritiklos zu werden; Kritik aber ist gesund. Wer gegen andere kritisch ist, muß auch gegen sich selbst streng sein. Wir sind aber hier gern mit uns selbst zufrieden und das hindert uns, das zu erreichen, was wir erstreben könnten.

Ich sehe, daß ich mich wieder in philosophischen Betrachtungen verloren habe; aber Sie kennen mich ja und meine Exkurse ins Lehrhafte, und schließlich gehört der eben gerügte Mangel auch zum musikalischen Bild, das ich Ihnen zeichnen soll.

Was soll ich Ihnen noch berichten? Von den Symphoniekonzerten haben Sie gehört und daß auch Volkskonzerte veranstaltet werden. Vom Liebhaberorchester habe ich Ihnen gesprochen, dem ich übrigens einen noch viel größern Zuspruch wünschen möchte; Gelegenheit zum Zusammenspiel ist in St. Gallen selten und sollte, wo sie geboten wird, reger benützt werden. Unsere Chorvereine darf ich nicht vergessen. Der „Stadtsängerverein-Frohsinn“ unter seinem Dirigenten Hans Loesch nimmt seine Aufgabe ernst und scheut nicht die Mühe, neben den klassischen Meisterwerken Modernes oder auch altes Unbekannteres zu bieten, eine Mühe, die ihm das Publikum zwar nur bedingt dankt. Es ist eben überall das gleiche; man wandelt lieber in ausgetretenen Bahnen und verweigert dem Führer, der neue Wege gehen will, die Gefolgschaft. Die verschiedenen Männerchöre bringen in bunter Reihenfolge Wertvolles und weniger Bedeutendes und versuchen immer wieder, die Kunst in breitere Volksschichten zu tragen, eine Aufgabe, die zu lösen sie wohl noch am ehesten imstande sind. Hoffentlich ist ihnen ihre kulturelle Mission immer bewußt!

Und das Theater? Ja, da müssen wir auf manches verzichten; St. Gallen hat keine Oper. Die leichte Muse kommt mit der Operette zu ihrem Recht, aber mehr dürfen wir nicht verlangen. Im vergangenen Winter wurde der lobenswerte Versuch gemacht, mit fremden Kräften eine Jugendoper Mozarts aufzuführen. Schade daß man nicht zu etwas anderem gegriffen hat, von Mozart war in dem Werk doch noch herzlich wenig zu spüren. Meiner Meinung nach tut man den großen Meistern keinen Dienst, wenn man ihre

Jugendsünden wieder ans Licht zieht, das hat wohl Studienwert aber nicht für das große Publikum. Dagegen wünschen wir uns, daß einmal Werke aus der ersten deutschen Singspielzeit über unsere Bühne gehen möchten; das wäre eine Tat, für die man unserm Theater dankbar sein könnte und die in keiner Weise über unsere Kräfte ginge. Daß ich Aufführungen wie Wagners Siegfried oder Verdis Rigoletto nur mit sehr gemischten Gefühlen auf unserm Theater sehe, werden sie nach dem oben Gesagten verstehen. Auch hier kann ich nicht darum herum kommen, ob sich nicht Gastspiele anderer Opernbühnen bei uns ermöglichen ließen, lieber ganz oder gar nicht.

Doch ich fürchte, ich langweile Sie, darum will ich es für heute genug sein lassen. Seien Sie und die Ihren herzlich begrüßt von

Ihrer Dora J. Rittmeyer-Iselin.

ZUM GEDENKEN GOETHES.

Von Oskar Fäßler.

Am 22. März 1932 werden es hundert Jahre sein seit Goethes Tod, und der Blätterwald nicht nur deutscher Lande wird aufrauschen unter seinem Namen. Daß unsere Zeit nicht just diejenige sei, die ihm Ehre machen könne, hat schon mancher gelassen und grimmig gesagt; aber war je eine da, die sich auf ihn, seine Helle, seine Fernsicht und seine Kraft, als etwas aus ihm Uebernommenes hätte berufen können? Man wird doch wohl das eine sagen können: wo überhaupt auch heute um höheren geistigen Zusammenhang gebangt und gerungen wird, ist das Goethe-Gedenken nicht verblaßt. Zu ihm fluten nach wie vor junge Herzen in Glück und Dankbarkeit empor, und das Alter erschauert vor der nicht auszusprechenden Fülle seines Wesens; wo er herantritt, sinken Eitelkeiten nationalen Sondergefühls in sich zusammen, und besinnt man sich auf die gewichtigsten Namen des gemeinsamen geistigen Weltbesitzes, versteht es sich für jeden, daß Goethe zu dieser kleinen Gruppe gehört. Im schauerlich verhetzten, fiebergelühenden Zustand des europäischen Geistes, der sich Weltkrieg nannte, blieb diese Erscheinung über qualmendem Riesenrauch und Brand in freier Helle, im Aether, den keine Verwirrung, kein Haß erreichte. Man hat damals, als die in Kampf verkrampften, keuchenden Völker einander auch die Seele aus dem lebenden Leib reißen zu wollen schienen, erfassen können, was es für die Stützung bedrohter Menschheit bedeutet, wenn größte Geister von sicherem Weltgefühl aus stiller Ferne noch — und erst recht »aktuell« — Lichtstrahlen der Vernunft in wahnwitziges Gewirre entsenden. Wie war, als von bloß episodischer Bedeutung, versunken einstiger Groll über mangelhafte patriotische Vitalität Goethes in napoleonischer Zeit und späteres Zürnen des »jungen Deutschland« gegen ihn aus heißer politischer Seele!

Man scherzt wohl etwa darüber, wie Goethes Meinung — nun schon ein Jahrhundert über sein Grab hinaus — für alles Mögliche angerufen wird, und es ist freilich viel Krimskrams müßiger Anknüpfung dabei. Aber Anlockung, in der Breite aller Mannigfaltigkeiten immer wieder bei ihm anzufragen, bietet nicht nur der unvergleichliche Reichtum der in ihm vereinigten Bildung, sondern vor allem die höchste Leistung dieser Bildung: all ihre Gebiete nicht nur als funkelnd-lebendige Aufspeicherung zu besitzen, sondern in der Bereitschaft zu

stetem Einsetzen in eigenstes schöpferisches Lebensgefühl. Geistesgut, immer vermehrt durch ein langes Leben von höchster Anspannung und sieghaftem Vermögen, ist unausgesetzt persönliche Lebenskraft, wechselnd und bewahrt, geteilt und summiert in den Wandlungen fast eines Jahrhunderts und in der Stufenfolge des Menschenlebens, eines Menschenlebens von solchem inneren Ausmaß. Von Faszination durch eine unvergleichlich blühende Jugend ging es uns Goetheverpflichteten als Einzelleuten und als Masse, als Generationenfolge, zur Versenkung in eine Weltweisheit hin, die voll zu erfassen noch keinem gelungen ist, da weitergebrachte — zum Teil: wiederhergestellte — Kultur die Vorbereitungen erst liefern muß. Denn die große Kulturaufgabe, deren Ernst uns derweil mehr im Sumpf stecken sieht denn lang vorher, heißt: die geistigen Kräfte in der Menschengesellschaft, auch in ihrer Wissenschaft, zersplitterte Auffassungen, zersplittertes Erbe, zersplittertes Schaffen, wieder vereinigen zu fruchtbarer Vorstellung und hinreißendem, menschlichem nicht bloß fachmännischem Antrieb. Da müssen wir erst mit innerem Auge sehen, was wir erlaufen sollen, und diese entscheidende Vision kann nicht bloße Zusammenzählung von Spezialitäten sein, sondern muß als Mensch aus einem Guß vor uns stehen. Zum Gießen aber braucht es vor allem Wärme. Immer weiter ist menschliche Arbeit zerlegt, auseinandergefaltet, mechanisiert worden. Die Gesellschaft konnte es nicht ändern. Aber behaglich ist ihr schon lange nicht mehr dabei und sie möchte sich wenden in ihrer Lage. Der allbeliebte Hornstoß Organisation! kann das Wesentliche nicht aussprechen; man wird wieder nach dem in sich selber hausenden Menschen fragen müssen.

Da rückt die Durchbildung zu freier Geistigkeit wieder ins Licht, an die Sonne und vor die Lampe, und man gesteht sich, man möchte wieder so etwas wie die Humanitätskultur des reifen 18. Jahrhunderts. Willig beachtend, daß man nicht rückwärts leben kann, sondern vorwärts reist, auch wo es nicht danach aussieht, denkt man sich gutes Neueres mit bestem Aelterem sich vertragend und erschreckt nicht vor dem Gespenst eines noch mehr überfüllten Museums, weil es sich eben nicht um Museum, sondern um Erleichterung und Durchlüftung durch eine neue Freiheit im Ideenbesitz handelt, um Gewinn an Ozon. Und da die große Aufgabe nach großer Ermutigung ruft, umwirbt die suchende Ausschau die Erscheinung Goethe — nicht in der Meinung, einen »Lehrplatz« in solcher Umspannung zu liefern, aber um zu erfahren, wie an sich mannigfaltige Geistesgebiete nicht bloß aneinandergefügt, sondern zur innersten Persönlichkeitserhöhung assimiliert werden können.

Die Verbindung von Dichter und Wissenschaftler, Seelenforscher und Naturforscher, Erschauer der Weltweiten und Gestalter eigenen reichsten Lebens ist uns da unerschöpfliche Lehre. Und ist es nicht zu bewältigen in seinen Weiten, so hat es um so mehr Aussicht, irgend wie anzuklingen, zu singen und zu sagen in Gemütern und den Seelenlagen eines auch nie abbrechenden Zuges der Menschen. Und so ist es recht, daß man gleich beim Meister anknüpfe. Er spricht noch zu unserer Zeit so drängend aktuell wie etwa Kant in seinem Entwurf von Ewigem Frieden und Völkerbund zum heutigen Geschlecht — und umrauscht uns immer noch in alter Schöne und Kraft sein Dichterwort, so mahnt unser tiefstes Bedürfnis, weiter und tiefer zu lernen von den Schätzen seiner geistigen Gesamtheit, von dem was man meint mit dem Wort: die Erscheinung Goethe.